

Friedrich von Salis (1512-1570)

Autor(en): **Vischer, Lukas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1952)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-397606>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Friedrich von Salis

(1512–1570)

Von Lukas Vischer, Basel

Friedrich von Salis-Samaden gehört nicht zu den hervorstechendsten Persönlichkeiten der Bündner Geschichte. Er gehört nicht zu denen, von welchen die Historiker zu sagen pflegen: sie haben Geschichte gemacht. Seine Bedeutung reicht nicht über seine Heimat hinaus, und auch auf den Gang der Dinge in seiner Heimat hat er einen bestimmenden Einfluß nicht ausgeübt. Er hebt sich bei allen sympathischen und liebenswerten Zügen, die wir an ihm finden, kaum über seine Zeit hinaus; er steht in den Geistesströmungen, den Umständen, den Überlieferungen und Hoffnungen seiner Zeit und seiner Heimat drin, er denkt und handelt in ihnen, zwar mit Entschlossenheit und Festigkeit, aber ohne sie mit einem eigenen Gedanken zu durchdringen, der die Vorstellungen seiner Zeit sprengen oder sie in einer eigentümlichen Weise deuten würde. Und doch ist sein Leben von Interesse, eben darum, weil es das Denken und Handeln seiner Zeit widerspiegelt, eben weil es so viele Merkmale seiner Zeit an sich trägt. Es tritt ein Mensch des 16. Jahrhunderts vor uns, mit seinen Stärken und Schwächen, mit seinen charakteristischen Zügen.

Die Geistigkeit Friedrichs von Salis wurzelt in der humanistischen Bewegung. Er bejaht sie, ohne ihr jedoch völlig anzugehören, denn der Mittelpunkt seines Wesens ist der reformatorische Glaube. Wenn wir seine Briefe lesen und das, was er getan hat, an uns vorübergehen lassen, sehen wir, wie stark sein Denken und Handeln von dem Verständnis des Evangeliums beherrscht und bestimmt waren, das die Reformation erschlossen hatte. Er hat reformatorisch geglaubt und gedacht. Und gleichzeitig war er der Politiker seiner Zeit. Er hatte bei seinem Glauben – und zum Teil auch neben ihm – seine politische Konzeption, nach der er handelte. Beides vereinigte sich in ihm, ohne zu einer widerspruchsslosen Einheit zu werden, aber auch ohne zu offenen Widersprüchen zu führen.

Der Anlaß, sein Leben hier darzustellen, hat sich dadurch ergeben, daß vor kurzer Zeit im Plantahaus Samaden eine Reihe von Akten gefunden worden ist, die uns über ihn und seine Familie Auf-

schluß geben. Das Plantahaus war bis etwa um 1800 das Stammhaus der Salis-Samaden, und daher kommt es, daß die Akten dieses Saliszweiges immer dort aufbewahrt worden sind. Ein Teil dieser Dokumente ist am Anfang unseres Jahrhunderts dem Staatsarchiv Graubünden als Depositum übergeben worden, weitere Dokumente sind erst jetzt zum Vorschein gekommen, und erst sie geben uns ein Bild, das einigermaßen vollständig ist.

*

Friedrichs Vater war Rudolf von Salis. Er war Oberst in französischen Diensten gewesen, hatte dann als Podestà im Veltlin geamtet und lebte später als angesehener und mächtiger Privatmann in Promontogno im Bergell. Zweimal hat er sich verheiratet. Seine erste Frau war Anna Misani von Samaden; von ihr hatte er fünf Söhne: Rudolf, Caspar, Friedrich, Anton und Johann Baptist. In höherem Alter hat er sich ein zweites Mal verehelicht, mit Barbara von Stampa und hat von ihr nochmals zwei Kinder gehabt: Hektor und Josua. Er hat die meisten seiner Söhne überlebt. Als er 1571 hochbetagt starb (über 80 Jahre alt), lebten nur noch Caspar und Josua. Er hat allen seinen Söhnen, nicht nur Friedrich, eine gute Ausbildung zuteil werden lassen. Rudolf und Anton wurden in Zürich erzogen und Johann Baptist studierte in Paris Medizin. Hektor und Josua wurden später bei Heinrich Bullinger erzogen. Über die Jugendzeit Friedrichs ist nicht viel bekannt. Er wurde 1512 geboren. Wo er sich seine Bildung erworben hat, wissen wir nicht. Jedenfalls war sie ausgedehnt, und seine Gelehrsamkeit fiel den Zeitgenossen auf. Der Churer Stadtpfarrer, Tobias Egli, schrieb Heinrich Bullinger, als er ihm Friedrichs Tod mitteilte: ich wüßte keinen bei uns, der eine solche Leichtigkeit in drei Sprachen gehabt hätte wie er (1. 7. 1570). Er sprach und schrieb nämlich lateinisch, deutsch und italienisch und verstand dazu noch griechisch. Er kannte die Schriften der Antike und hatte viele humanistische und reformatorische Werke gelesen. Er interessierte sich auch für Musik. Sein Leben lang trieb er Studien, und noch auf dem Totenbett mußte ihn der Arzt mahnen und warnen, nun endlich von den Büchern zu lassen.

In den Jahren 1530/32 weilte er öfters für längere Zeit in Solothurn. Er hatte dort Geschäfte für seinen Vater zu erledigen. In diesen Jahren

ist er offenbar auch nach Basel gekommen. Er hat verschiedene berühmte Humanisten kennen gelernt, u. a. Erasmus von Rotterdam. In Basel ist aber auch das geschehen, was für sein Leben entscheidend geworden ist: er wurde für den reformatorischen Glauben gewonnen. Es ist Simon Grynaeus (Theologieprofessor in Basel) gewesen, der ihn mit der protestantischen Lehre in Berührung gebracht hat. Friedrich kehrte nach Graubünden zurück. Er war entschlossen, sein Leben in seiner Heimat und für seine Heimat zu verbringen. Seine Brüder verließen die Bünde bald nach dem Abschluß ihrer Studien: Anton suchte Dienste in der Armee des Kaisers, Rudolf ließ sich in Italien anwerben und auch Johann Baptist siedelte nach Italien über. Von Rudolf kamen schlechte Nachrichten, 1545 schrieb er nach Hause, er stehe schlecht mit seinen Vorgesetzten, er habe sich ein neues Pferd kaufen müssen und stecke in Schulden, dazu sei ihm all sein «Blunder» gestohlen worden, und er habe Streit mit einem andern Bündner.

Schon in den Jahren, als Friedrich in der deutschen Schweiz war, war er der Mittelpunkt der Familie gewesen. Er hatte seinen Brüdern gegenüber die Stimme des Vaters vertreten und sie in oft sehr väterlichen Briefen ermahnt, nicht auf Abwege zu geraten, sondern fleißig zu studieren. Er fühlte sich schon damals verantwortlich für sie. Nun da er als einziger in der Heimat zurückblieb, wurde er noch vielmehr zum Mittelpunkt. Mit Aufmerksamkeit und Liebe verfolgte er die Schicksale seiner Brüder. Ging es um eine Sache, welche die Familie betraf, so war er es immer, der sie in die Hand nahm, immer er es, der die Entschlüsse für seine Brüder faßte. Sein Vater schrieb ihm einmal: «den für vor wir solent alli got pitten den allmechtigen, daß tu uffrecht belibest, den üsser sach stot alls uff dich für üs jungen und halten...» (15. I. 1559).

Friedrich von Salis hat von sich selbst nichts Besseres sagen können, als daß er allezeit mit Gottes Hilfe ein «frommer Biedermann» habe sein wollen. Er war ein rechtlicher Mann. Er war mäßig und zurückhaltend, aber was Recht war, das mußte Recht bleiben, und seine Mäßigung und Zurückhaltung hatte eine Grenze, wo Rechte verletzt wurden, und er selbst trug an nichts schwerer, als wenn ihm offensichtliches Unrecht geschah. Dem Unrecht gegenüber wurde er leidenschaftlich und hartnäckig.

Wir werden ihn am besten beschreiben, wenn wir ihn verantwortungsbewußt nennen. Verantwortungssinn hat seinen Charakter in außerordentlicher Weise ausgezeichnet. Das war wohl auch der Grund, warum er sich entschloß, in der Heimat zu bleiben und seine Kräfte da einzusetzen, wo er aufgewachsen war. Das Verantwortungsgefühl seiner Familie – vor allem seiner weitem Familie gegenüber – hatte allerdings auch die Kehrseite, daß er ihre Interessen manchmal allzu ernst nahm und um ihretwillen anderes, das ihm doch auch wichtig war, in den Hintergrund stellen konnte. Trotzdem sind sein Sinn und sein Mut für Verantwortung gewiß seine beste Seite gewesen.

1544 heiratete er die Tochter des bekannten Reformators von Zuoz, Johannes Travers, Ursina Travers. 1546 gebar sie ihm einen Sohn, den er nach seinem Schwiegervater Johannes Travers nannte. Später hatte er von ihr auch zwei Töchter: Anna und Ursina. An seiner Frau hat Friedrich mit Liebe und Achtung gehangen und die Briefe «an sine liebe Hußfrowen», die noch erhalten sind, beweisen, wie er sich um sie gesorgt hat. Sie war von schwacher Gesundheit, Friedrich suchte für sie Ärzte auf und gab sich alle Mühe, ihr das Leben zu erleichtern. Durch seine Heirat kam Friedrich mit einem der bedeutendsten und einflußreichsten Männer im damaligen Graubünden in Berührung. Johannes Travers genoß ein großes Ansehen und verfügte über eine ungewöhnliche Bildung. Er hatte eine bewegte Jugend hinter sich und war weit in der Welt herumgekommen. Zweimal hat er das Amt des Landeshauptmannes im Veltlin bekleidet. Als Friedrich heiratete, war Travers noch nicht offen zur Reformation übergetreten. Er korrespondierte wohl mit Heinrich Bullinger, aber er hielt noch immer an der Messe fest. Er, der von der humanistischen Bewegung herkam, glaubte wohl zunächst, daß der völlige Bruch mit der katholischen Kirche nicht notwendig sei und daß mit einer bloßen Veränderung und Auffrischung genug getan sei. Bullinger mahnte ihn aber ernstlich, seine zweideutige Haltung aufzugeben und Farbe zu bekennen. Wohl unter seinem Einfluß setzte er sich anfangs der fünfziger Jahre offen für die vollständige kirchliche Erneuerung ein und ließ Gallicius ins Engadin rufen. Ob an dieser Wendung im Leben des Johannes Travers sein Schwiegersohn beteiligt war? Möglich wäre es durchaus, denn Friedrich von Salis hat sich früher schon zur Reformation bekannt. Man muß aber gleich das andere auch sagen:

auch Friedrich ist von Travers wieder wesentlich gefördert worden. Es ist leicht verständlich, daß Friedrich von Salis bei seiner Gesinnung und seinem Ansehen auf die Reformation in seiner engsten Umgebung, in Samaden, einen großen Einfluß ausgeübt hat. Er wurde sogar schon als Reformator von Samaden bezeichnet. Er war zwar nicht geistlichen Standes und übte nicht regelmäßig die Funktionen des Predigers aus, aber wo etwas für die Reformation geschah, da konnte man – auch weit außerhalb seiner Gemeinde – mit seiner Hilfe rechnen und hat es auch getan. Gelegentlich konnte es auch vorkommen, daß er selbst predigte oder den Katechismus auslegte.

Politische Tätigkeit bis 1558

Im öffentlichen Leben trat Friedrich zum ersten Mal in einer Angelegenheit seiner Familie in Erscheinung. 1547 kam nämlich aus Mailand die erschütternde Nachricht, daß sein Bruder Johann Baptist von Ferdinand Gonzaga umgebracht worden sei. Die Gründe dafür sind nicht mehr recht ersichtlich. Johann Baptist war in Italien als Arzt tätig gewesen. Es ist uns ein Brieflein an Friedrich erhalten, in dem er ihn um «Steinbockbluot» bittet, das er offenbar zu medizinischen Zwecken verwenden wollte. Aber er übte wohl nicht nur seinen Beruf aus, sondern ließ sich auch auf politische Tätigkeit ein und tat Dinge, die in Mailand verdächtig sein mußten. Jedenfalls wurde er von Ferdinand Gonzaga festgenommen und ins Gefängnis geworfen. Ohne eigentlichen Prozeß und ohne Rechtspruch wurde er nachts im Kerker umgebracht. Hernach teilte eine Gesandtschaft den Bünden das vollzogene Urteil mit und erklärte, Johann Baptist Salis sei des Hochverrats schuldig gewesen. Auch ließ sie durchblicken, daß Rudolf von Salis und seine Söhne gegen das Herzogtum Mailand feindselige Pläne ins Werk setzten. Kaum hatte Friedrich das erfahren, so protestierte er im Namen seiner Familie auf dem Beitag, nicht nur dagegen, daß «unschuldig fromm christlich bluott» umgebracht worden sei, sondern auch dagegen, daß seine Familie in Verdacht gezogen worden sei. Er verlangte, daß er und die Seinen vom Beitag ausdrücklich von allem Makel freigesprochen werden sollten. Der Beitag kam diesem Verlangen nach und bezeichnete nicht nur den

Tod Johann Baptists als Mord, sondern erklärte auch, den Salis dürfe aus den ausgesprochenen Verdächtigungen kein Schaden erwachsen.

Das war das erste Mal, daß Friedrich mit den großen Mächten der Zeit in Berührung kam. Später geschah es viel öfter, denn wir finden ihn an den politischen Ereignissen mehr als einmal beteiligt. Wenn wir uns hier fragen, welches seine politische Konzeption gewesen sein mag, so werden wir sagen können: ein freies Rhätien, mit evangelischen Predigern und unter möglichst weiter Vorherrschaft der Familie Salis. Praktisch stellte sich für Friedrich die Frage: mit welchen Mächten müssen die Bünde im Bündnis stehen, um unabhängig und frei zu bleiben und um die Reformation durchführen zu können. Mit Mailand konnten ihn keine Sympathien verbinden, vom Kaiser versprach er sich weder für ein freies Rhätien noch für die evangelische Sache viel Gutes. Darum gingen seine Bündnispläne vor allem nach Venedig und nach Frankreich. Mit diesen beiden Staaten waren die Bünde auch wirtschaftlich am meisten verbunden. In Frankreich leisteten viele Bündner militärische Dienste und im venezianischen Gebiet bestanden zahlreiche gewerbliche Niederlassungen. Frankreich war dazu nicht in nächster Nähe, und ein Bündnis brachte darum nicht so sehr die Gefahr der Abhängigkeit mit sich.

Friedrichs Absichten richteten sich zunächst nach Venedig. 1554 wurde er als Gesandter der drei Bünde an die Signorie abgesandt. In den Untertanenlanden war die Pest ausgebrochen. Die Venetianer hatten darum den Bündnern ihre Straßen gesperrt, denn sie fürchteten, die Krankheit werde in ihr Gebiet eingeschleppt werden. Friedrich sollte die Aufhebung dieser Verfügung erreichen, denn selbstverständlich erlitten die bündnerischen Händler dadurch großen Schaden.

Gleichzeitig sollte er versuchen, mit Venedig darüber zu verhandeln, wie die «banditi», das heißt die Proskribierten der beiden Staaten, in Zukunft zu behandeln seien, und womöglich einen Vertrag zu Stande bringen.

Die Öffnung der Grenze wollten die Venetianer nicht ohne weiteres gestatten, und sie wiesen (wie es geht, wenn jemand nicht recht Willens ist) das Anliegen jedes Mal an eine andere Instanz, die dann von neuem erklärte, sie sei nicht zuständig. Aber schließlich erhielt Friedrich doch die Zusicherung, die Pässe sollten geöffnet werden. «Ist für war zschaffen gnuog gsin», seufzt er in seinem Bericht. Mit

dem Vertrag über die Proskribierten hatte er hingegen mehr Erfolg. Man kam überein, daß man die Übeltäter, die im anderen Lande etwas Strafwürdiges begangen hatten, im eigenen nicht dulden, sondern an die Grenze stellen und ausliefern wolle. Friedrich konnte mit dem Vertragsentwurf nach Hause zurückkehren.

Er scheint seinen Aufenthalt in Venedig auch dazu benutzt zu haben, die Stimmung für ein Defensivbündnis zwischen Venedig und den drei Bünden abzuklären. Er handelte hier offenbar aus eigenem Antrieb ohne Auftrag, jedenfalls betonte er immer wieder, daß er nun nicht mehr als Gesandter, sondern als Privatmann spreche. Was war der Anlaß, gerade in diesem Augenblick einen Vorstoß zu versuchen? Er ergibt sich leicht.

1553 hatte Kaiser Karl V. und Ferdinand Gonzaga, der spanische Statthalter von Mailand, durch einen Gesandten Angelo Riccio, die Bünde um ein Defensivbündnis ersucht, und bereits war ein ausführlicher Entwurf vorgelegt worden. Das Hauptverlangen des Kaisers war freier Durchzug für seine Truppen über die bündnerischen Pässe. Außerdem war vorgesehen worden, die Handhabung der Zölle und die Auslieferung von Proskribierten vertraglich zu regeln. Die Bünde erhielten das Versprechen, daß ihnen eine jährliche Pension ausbezahlt werde und daß sie in Hungerszeiten mit Getreide beliefert würden. Friedrich war zornig über diesen Bündnisplan und suchte aus allen Kräften, ihn zu verhindern. «Disse Capitulation ist nüts anders dann eine listige Invention, die die kheyserschen erdacht haben under dem falschen schin einer guoten früntschafft.» Sein ganzer Unwille kommt in einem Dokument zum Ausdruck, in dem er den Bündnisvorschlag von Punkt zu Punkt kommentiert; die Überschrift lautet: «das hertzogthum von maylandt ein unbillliche begerung an die punthen gmacht, die im durch göttliche hilff abgeschlagen wirt». Es gelang auch. Friedrich hatte die Sache sofort dem französischen Gesandten in den Bünden mitgeteilt. Der hatte ihm mit freundlichen Worten für die Nachricht gedankt. Auch Frankreich war nun mit einem Bündnisbegehren an die Bünde herangetreten. Den Gotteshausbund wußte Friedrich mit anderen dazu zu bringen, das kaiserliche Begehren abzulehnen. Zu einem Bündnis mit Frankreich kam es allerdings nicht, sowohl der Kaiser als Frankreich wurden schließlich abgewiesen.

Nach diesen Vorgängen schien Friedrich der Augenblick besonders günstig, um in Venedig für ein Bündnis vorstellig zu werden. Er konnte nun die Venetianer mit der Andeutung beunruhigen, daß die Bünde – wer weiß – andere Bündnisse eingehen würden. Für den Vertrag über die Proskribierten erhielt er die Zustimmung seiner Herren und reiste im Sommer 1554 zur Unterzeichnung ein zweites Mal nach Venedig. Dies Mal hatte er aber noch den ausdrücklichen Auftrag, über ein Defensivbündnis zu verhandeln. Er legte der Signoria in einer sehr schmeichelhaften Rede die Notwendigkeit eines Bündnisses nahe: *La onde essendo ill. Signoria vostra oggidì una di quelle belle cose anzi tra tutte le malvagità dei tempi, uno di quei miracoli che in questa nostra età rari si veggono, havete di pensare ch'ella sia da molti guattata come vaga et bella vergine desiderata; et quella cosa che da molti è desiderata ha di molta et buona guardia di bisogno – und eben diesen Schutz böten die Bünde an!*

Das Bündnis, das Friedrich vorschlug, bestand aus folgenden Punkten:

1. Die beiden Staaten sollen sich gegenseitig militärische Hilfe leisten. Falls Venedig angegriffen wird, soll es in Graubünden Truppen werben dürfen, während im umgekehrten Fall Venedig Zahlungen leistet.
2. Feinden des einen Staates muß der andere den Durchzug verweigern.
3. Zollfreier Handel für Kaufleute des andern Staates – ein Punkt, der vor allem den Bündnern am Herzen lag.
4. Venedig zahlt an die Bünde eine Pension aus.
5. Falls zwischen den beiden Staaten ein Streit ausbrechen sollte, soll ein Kriegsgericht (das z. B. aus Schweizern besteht) entscheiden.

Die Bemühungen, dieses Bündnis zu verwirklichen, kamen aber zu keinem Ende. Die Venetianer verdoppelten zwar ihre Freundlichkeiten, aber sie hielten sich davor zurück, Verpflichtungen einzugehen.

gehen.¹ Sie beschenkten Friedrich reichlich und ließen ihn heimziehen. Er aber gab die Hoffnung auf die Verwirklichung des Planes nicht auf.

1556 hatte er wieder Aufträge seiner Herren in Venedig auszuführen. Diesmal handelte es sich um Zollfragen, und außerdem sollte er sich für zwei von der Inquisition verfolgte Brüder, Alessandro und Francesco Bellinchetti, verwenden. Die beiden waren des Glaubens wegen aus Italien ausgewandert und hatten sich in Bergün niedergelassen. Dort beuteten sie die Bergwerke aus. Von da hatten sie eine Geschäftsreise nach Italien gemacht, waren dort aber festgenommen und in Bergamo ins Gefängnis gelegt worden. Sie wurden angeklagt, daß sie nur zwei Sakramente anerkannten, daß sie kein anderes Fegfeuer als Christus annähmen, daß sie behaupteten, man könne nur vor Gott Buße tun, daß die Heiligen nichts nützten und daß im Sakrament Christus nicht körperlich da sei und schließlich, daß sie die Autorität des Papstes leugneten. Die Bünde wollten sich für sie verwenden, wohl nicht nur wegen ihrer evangelischen Gesinnung, sondern auch, weil sie ihnen für die Ausbeutung der Bergüner Bergwerke wichtig waren. Friedrich versuchte, etwas für sie zu erreichen, aber vergeblich. In Italien herrschte die Gegenreformation, und gegen die Inquisitionsrichter war nichts durchzusetzen. Er kehrte im Oktober 1556 ohne Erfolg zurück.

Um diese Zeit schrieb Friedrich an Heinrich Bullinger in Zürich und bat ihn um seine Freundschaft. Er kannte ihn nicht persönlich, hatte aber schon viel von ihm gehört und wußte vor allem, daß Bullinger den Fortgang der reformierten Bewegung in Graubünden mit großem Interesse verfolge und daß er es darum wagen dürfe, ihm zu schreiben. Bullingers Meinung galt ihm mehr als nur eben eine Meinung, und er versprach sich von einem Briefwechsel mit ihm Wegweisendes für sein eigenes Vorgehen. In seinem ersten Brief schrieb

¹ Es ist ein Irrtum, wenn Pater Nikolaus Salis (Schweizer Geschlechterbuch III/672) schreibt, Friedrich habe das erste Bündnis mit Venedig vermittelt. Er verwechselt wohl den Vertrag über die Proscribierten damit. Friedrich schreibt vielmehr zehn Jahre später ausdrücklich: «meine Herren haben mich vor ungefähr zehn Jahren als Gesandten hierher nach Venedig geschickt. Ich sollte versuchen, eine Sache zu erreichen und auszuführen, die für beide Staaten so förderlich und nützlich gewesen wäre. Wenn ich sie auch vor dem erlauchten Senat mit Nachdruck vertreten habe, mußte ich doch unverrichteter Dinge heimkehren». Die Antwort des venetianischen Senats von 1554 ist leider nicht mehr erhalten. Vgl. Victor Cérésolle, *La république de Venise et les Suisses*, Venedig 1864.)

er ihm über seine mißlungene Mission in Venedig. Außerdem fragte er ihn um Rat, wie er seinen 11jährigen Sohn Johannes erziehen solle. Mit diesem Brief begann eine Korrespondenz, die bis zu Friedrichs Tod andauerte.² Ihre Verbindung wurde bald dadurch enger, daß Friedrich seinen Sohn durch Bullinger erziehen ließ. Der Reformator hatte Freude an dem Knaben und schrieb immer Gutes über dessen Fortschritte. Auf den Wunsch Friedrichs wurde er auch in Musik unterrichtet, obwohl Bullinger zunächst damit nicht einverstanden war. Bullinger setzte auf Johannes Travers Salis große Hoffnungen: ich hoffe, daß er einmal den Rhätiern eine Zierde sein wird, schrieb er. Weniger Freude hatte Bullinger an Friedrichs Brüdern Hector und Josua, die später auch bei ihm erzogen werden sollten. Hector war zwar begabt, aber er war ein Flegel und nahm sich Bullinger gegenüber zuviel heraus. Bullinger bat darum bald, von der Last seiner Erziehung befreit zu werden, sie raube ihm zuviel Zeit. Das geschah auch.³ Auch Josua blieb nicht sehr lange in Zürich.

Friedrich fand auch Gelegenheit, sich Bullinger für seine Freundlichkeit dankbar zu erweisen. Bullingers Sohn hatte ohne des Vaters Einwilligung große Reisen unternommen und war nach langen Irrwegen schließlich nach Venedig gekommen. Dort erkrankte er, und da er ohne Geld war, sah er keine Möglichkeit, heimzukehren. Friedrich stattete ihn mit Mitteln aus und ließ ihn ein Stück weit nach Zürich begleiten, damit er sicher wohlbehalten zu seinem Vater zurückkomme.

Der Ton des Briefwechsels wurde von Brief zu Brief freundschaftlicher. Es wurden auch persönliche Dinge ausgetauscht. In den sechziger Jahren versuchte Friedrich sogar mehrmals, Bullinger dazu zu bewegen, mit ihm einige Zeit im Bad Bormio zu verbringen. Er versprach ihm Gutes davon. Friedrich selbst hatte sich verschiedene Male nach Bormio begeben und kannte darum das Bad aus Erfahrung (vgl. Brügger, Ostrhätische Studien zur Geschichte des BADELEBENS, Zürich 1863, S. 16–22). Bullinger leistete allerdings der Einladung nie Folge.

² Herausgegeben von T. Schieß in den Quellen zur Schweizer Geschichte, Bd. 23–25. Ein bisher unbekannter Brief Bullingers an Friedrich Salis ist erst jetzt unter den in Chur deponierten Dokumenten aus dem Plantahaus in Samaden zum Vorschein gekommen. (vgl. Zwingliana, Bd. IX, S. 377 f.)

³ Er ist jung gestorben (1560).

Den Brüdern Bellinchetti gelang es, aus Italien zu fliehen. Der Inquisition blieb nichts anderes übrig, als deren Flucht durch lebenslängliche Verbannung zu bestätigen und die Konfiskation ihrer Güter zu verfügen. Die Bünde wollten die Sache aber dennoch nicht auf sich beruhen lassen. Sie beauftragten im Frühjahr 1557 Friedrich von Salis von neuem, sich wenigstens dafür einzusetzen, daß das Vermögen der beiden Angeklagten nicht beschlagnahmt, sondern ihrem alten Vater, der noch in Italien lebte, zur Nutznießung überlassen werde. Gleichzeitig sollte er die Zusicherung erlangen, daß die Bündner in Venetien, falls sie nicht öffentlichen Skandal erregten, von der Inquisition nicht belästigt werden dürften. Außerdem sollte er über die Zollfreiheiten für die Bündner in Venetien verhandeln.

Friedrich traf im Juni 1557 in Venedig ein. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge und dehnten sich über mehrere Wochen aus. Während dieser Zeit schrieb er mehrere Male an Bullinger nach Zürich, immer in der Spannung, wie seine Mission ausgehen werde. Mit Abscheu beschreibt er ihm, wie die Inquisition in Italien vorgehe. Die Briefe Bullingers an Friedrich waren geöffnet worden, allerdings ohne daß Friedrich deswegen Schwierigkeiten gemacht wurden. Dieser führte in Venedig überhaupt eine erstaunlich offene Sprache. In einer Rede vor dem Senat schrieb er es ohne weiteres der göttlichen Hilfe zu, daß die Bellinchetti hatten fliehen können. Im August erhielt er endlich Antwort. Die Zollfreiheiten wurden ihm nicht zugebilligt, in den anderen Punkten kam man ihm aber entgegen. Sofort berichtete er diesen Erfolg an Bullinger.

Noch bevor er zu den Verhandlungen nach Venedig gereist war, hatte er vom Beitag eine andere Aufgabe zugewiesen bekommen. Es war im Januar 1557 in Ilanz beschlossen worden, den Untertanenlanden freie Religionsübung zuzusichern. Die einzige Einschränkung, die gemacht wurde, war, daß landesfremde Geistliche beider Bekenntnisse nur mit Bewilligung der zuständigen Behörde zugelassen werden sollten. Diese Einschränkung war aber der Reformation eher günstig, da sie eine feste Handhabe gegen die fremden Predigermönche bot. Der Beitag bestimmte nun eine Kommission, die für die Durchführung der Beschlüsse sorgen sollte. Friedrich gehörte ihr an und bereiste in den ersten Monaten des Jahres 1557 die Unter-

tanenlande. «Es hat viel Arbeit gegeben für die Religion, aber die Wahrheit hat schließlich gesiegt, die fremden Mönche sind verjagt und den Lehrern des Evangeliums sind ihre Kirchen zugewiesen worden» – so faßte er das Ergebnis seiner Mission zusammen (18. April 1557).

Im Jahre darauf (Februar 1558) reiste er nach Zürich, um Bullinger persönlich aufzusuchen. Er wollte einerseits mit ihm die Erziehung seines Sohnes besprechen, andererseits ihm auch politische Fragen vorlegen. Eine dieser Fragen betraf die Säkularisierung des Churer Bistums. Diese Frage sollte Friedrich noch in den folgenden Jahren sehr beschäftigen und in Anspruch nehmen. Sie arbeiteten zusammen einen Plan aus, wie die Säkularisierung sich verwirklichen lasse, und Friedrich reiste damit nach Hause. Aber schon von Chur aus schrieb er an Bullinger, der Plan sei nicht durchführbar: «Übrigens als ich mich in Chur umsah, kam ich mit einem Mann zusammen, den Du kennst, auch wenn ich ihn nicht nenne, fand ihn aber unserem Vorhaben ganz und gar abgeneigt, so daß fast keine Hoffnung bleibt, unsere Sache mit Erfolg durchzuführen. Ich wollte Dir das gleich mitteilen, damit Du Dich in dieser Angelegenheit nicht weiter bemühst. Du hast wahrlich sonst genug zu tun.» (16. 2. 58.)

Wer diese Person war, die Friedrich solchen Eindruck machte? Wahrscheinlich der Bischof von Chur. Aber es ist auch möglich, daß Friedrich sich hier leicht hat beeindrucken lassen, daß er gar nicht mit ganzer Entschlossenheit die Säkularisierung des Bistums gewünscht hat, sondern ähnlich gedacht hat wie sein Schwiegervater Travers, der bei aller reformatorischen Gesinnung nie dazu zu bewegen war, das Bistum aufzuheben.

Nicht lange nach seiner Rückkehr nahm ihn eine persönliche Angelegenheit in Anspruch. Aus Leutschau in Ungarn kam die Nachricht, daß im April 1558 sein Bruder Anton gestorben sei. Friedrich mußte nun nach Ungarn reisen, um die Hinterlassenschaft zu ordnen. Diese Reise in des Kaisers Lande machte ihm viele Gedanken. Allein wollte er sie unter keinen Umständen unternehmen, sondern ließ sich von seinem Bruder Caspar begleiten. Bevor er abreiste, schrieb er Bullinger, er möchte während dieser Reise für ihn beten. Was hatte Anton in der Zwischenzeit erlebt?

Anton von Salis

Anton war anderer Natur als Friedrich. Er war nicht der gebildete Diplomat, sondern Soldat. Er war zwar nicht ungebildet. Friedrich hat sogar sein Wissen mit Bewunderung anerkannt. Aber er war eine rauhe Natur und von vorneherein zum Soldaten bestimmt. Etwas jähzornig und rasch zum Streit muß er gewesen sein, jedenfalls ist in den meisten Briefen, die von ihm noch erhalten sind, von Händeln, die er mit andern Söldnern ausgefochten hat, die Rede. Aber auch ehrlich und offen muß er gewesen sein. Alle diese Züge kommen im folgenden kleinen Brieflein an Friedrich charakteristisch zum Ausdruck: «lieber bruoder Friedrich, des handels halben dem cla barbletta betreffender sprich ich dir in der gotliche warhait das er nitt ein einzig wortt beweysen wurd was er wider mich geclagt hatt dann allain das ich inn mit der faust geschlagen hab hatt mir aber so vell ursach darzuo geben als ich es gnuogsamlich beweysen mag das nitt wunder gewesen wäre das ich inn warlich erstochen hielt und sollichen ist war als war helfe inn Gott in sine reich, darumb lieber bruoder wellest mir nicht ersparn.»

Obwohl er in Zürich studiert hatte, suchte er beim Kaiser Dienste. Die Lektüre von Luthers Schrift «Ob Kriegsleute in seligem Stand sein können» hat ihn nicht daran hindern können. Er hat sie gekannt, aber wohl nicht mehr daraus entnommen, als daß sich auch das Söldnerhandwerk vor Gott rechtfertigen lasse. Friedrich sah es sicher ungern, daß er sich ausgerechnet an den Kaiser wandte. Anton aber schrieb an den Kaiser, bat bei ihm angeworben zu werden und versprach Treue.

Damit begann sein unruhiges Leben. Sein Weib Anna und seine Kinder Victor und Lucretia ließ er in Samaden zurück und begab sich nach Österreich. Wir treffen ihn bald da, bald dort. 1545 reitet er nach Innsbruck, 1547 erhält er vom Kaiser Karl V. den Auftrag, die Heimfahrt italienischen Kriegsvolks als Kommissar zu beaufsichtigen. Der Geleitbrief mit der eigenhändigen Unterschrift des Kaisers ist noch vorhanden. 1549 ist er in Wien, dann wieder in Innsbruck. Sein Lebenswandel erregte Anstoß, und das Geschrei darüber drang bis ins Engadin hinauf. Friedrich schrieb ihm einen energischen Brief

(15. 12. 49, siehe Anhang). Antonius suchte das Geschrei zu entkräften, und offenbar gelang es ihm, wenigstens seinen Vater von seiner Unschuld zu überzeugen. Jedenfalls schrieb Rudolf erleichtert: «die brieffer von dem Anthoni hand mich fast woll getröst denn es was mier sofel hibbel von im geseyt wie er mit denen huren umgienge. . . ich gloub nitt alls was hier mir sagent oder scribent ich würt och mengs mol betrogen.» (15. 2. 50.) Bald darauf wiederholte aber Friedrich seine Vorwürfe und zürnte darüber, daß er nicht heimkomme. Er sagt ihm Gottes Strafe voraus und macht ihm die ernstlichsten Vorstellungen. Anton hatte aber offenbar allerlei Gründe, nicht heimzukehren. In den Briefen Friedrichs wird deutlich, daß er mit seiner Verwandtschaft in gespanntem Verhältnis gelebt hat und daß es um seine Güter im Engadin schlecht bestellt gewesen ist. Damit wird es auch zusammenhängen, daß er am 1. Dezember 1549 den Bischof und Kardinal von Augsburg bittet, ein Gesuch um Dienstgelder zu befürworten. Am 2. Mai 1550 schrieb er aus Innsbruck seiner Frau nach Samaden. Sein Sohn Victor war gestorben, und er sucht sie zu trösten. Es zeigt sich in diesem Brief, daß er auch zarterer Töne fähig gewesen ist: «weytter hab ich vernommen wie gott unsern sun victor zu im erfordret hatt, der allmechtig ewig gott sey ime unnd uns allen gnedig unnd barmherzig. Liebe husfrow ich bitt dich du wellest dier söllechs und anders was dier Gott zu fuogt ge fallen lassenn, daß alles das so er thuott, ist woll getan.» Dann verspricht er, gewiß heimzukommen: «kher dich nicht an eines jeglichen klaffen und reden als etwan der brauch gewesen ist. . . »; und schließlich kommt er auf seine Vermögensangelegenheiten zu sprechen.

Sein Versprechen, heimzukommen, hat er aber nicht eingehalten. Im November desselben Jahres finden wir ihn in Wien. Er schreibt, er warte auf Bezahlung und hoffe, bald nach Hause kehren zu können, die Bewilligung dazu werde er wohl erhalten. Er fühlte sich in Wien ganz wohl: «ich hab woll einen vast guoten dienst und ein gantz gnedigen khunig derglichen ouch der khuniglichen kinder, dennen ich gantz woll befolhen bin.» Er beklagt sich allerdings über Neider, die ihm zu schaden gesucht haben und beschließt seinen Brief mit einer Erörterung über seine und seiner Familie Angelegenheiten in Graubünden, die Friedrich ordnen soll. Noch in einem Brief 1552 rechtfertigt Anton sich gegenüber der Klage über sein Fernbleiben,

er habe seine Gründe, nicht zu kommen, die er lieber mündlich erklären möchte.

1554 finden wir Anton in Venedig, 1556 wieder in Wien, nun nicht mehr in Karls V., sondern in Ferdinands Dienst. Es begann sich auszuwirken, daß er den kaiserlichen Kindern «woll befolhen war». Er leistete für Ferdinand besonders gute Dienste. 1556 befehligte er für ihn die Besatzung von Leutschau (in Nordungarn). Ferdinand schrieb ihm öfters, und verschiedene Briefe sind noch erhalten, meistens sind es Antworten auf Anfragen, die Anton an ihn gerichtet hatte. Einmal erhält er den Befehl, der Stadt wohl die Schlüssel der Tore zu lassen, aber die Wachen selbst zu bestellen (21. 3. 1556); ein andermal wird ihm mitgeteilt, der Kriegszahlmeister sei auf der Reise zu ihm (7. 4. 1556), wieder ein andermal wird er angehalten, auf die «besonderen pracktiken» acht zu haben, die gegen Ferdinand ins Werk gesetzt wurden (31. 5. 1556), dann wieder muß Anton Ferdinand die unangenehme Mitteilung machen, er habe Geld aufnehmen müssen, um die Soldaten zu bezahlen, da eine Meuterei drohte. Am 22. Juni 1557 erhielt er den Grad eines Hauptmanns in Leutschau, und im August desselben Jahres wurde er in Ansehung seiner Dienste in Ungarn als Hauptmann über die Besatzung von Zeben gesetzt.

Während all dieser Jahre blieb seine Familie allein. Friedrich vertrat an den Kindern die Vaterstelle. Besonders lieb war ihm Antons Tochter Lucretia, und er setzte große Hoffnungen auf sie. Aber gerade an ihr erlebte er eine Enttäuschung. Am 22. Juli 1557 schrieb er voll Sorgen an Anton: «min bruoder das meidlin ist mannbar, die welt ist lustig, der uffsetzer vill, ein jungfröwlins hertz ist waich und ettwan bald betrogen und ich sag dir min Anthoni ich bin sin nitt one sorgen.» Er forderte Anton dringend auf, heimzukommen und seine Tochter zu beraten: «so weltendt wir mitt ratt thuon alles was Gott zu eeren und diner tochteren dir und uns allen zu wollstandt und zur furderung eeren und guots dienen wurde.» Friedrich hoffte wohl, Lucretia so zu verheiraten, daß die Familie Antons aus den Schwierigkeiten herauskäme. Seine Sorgen erwiesen sich bald als nur zu begründet. Als Friedrich gerade im Ausland war, benützte Lucretia die Gelegenheit, sich mit Florin Balzar zu verheiraten. Das war aber ganz gegen Friedrichs Willen. Er war der Meinung, daß Balzar Lucretia nicht wert sei. Und was ihn am meisten kränkte, war, daß

Lucretia ihm versprochen hatte, seinem Willen zu folgen. Zornig und enttäuscht schrieb er an Anton: «ja ich soll kheinem wybsbild min leben lang nichts meer glouben. ich hett ein schloß uff sy bauen. nun besorge ich vast disser unratt werde ettwan ein bözers mitt sich bringen. . . nun sig aber mitt Gott, was hin ist, ist hin.» Auch Anton war aufgebracht und drohte, er wolle sich für seine Tochter rächen, aber was sollte er aus der Ferne tun?

Anton schrieb noch einige Male aus Ungarn, aber bald darauf im April 1558 starb er in Leutschau. Er hinterließ seine Angelegenheiten in völliger Unordnung.

So endete dieses Leben, ein für seine Zeit charakteristisches Leben. Eines gewissen Glanzes hat es sicher nicht entbehrt, es ist voll von Wagnis, und Anton hat es zu einem gewissen Ansehen gebracht. Und doch ist sein Wagnis auch fragwürdig. Warum hat er dieses rastlose Leben geführt? Warum hat er seine Familie verlassen? Warum hat er gerade dem Kaiser sein Leben geopfert? War das ein notwendiges Opfer? Es tritt uns die ganze Fragwürdigkeit des damaligen Söldnertums vor Augen, und wir verstehen, warum die Reformatoren davor gewarnt haben, aus dem Krieg einen Beruf zu machen und in die Fremde zu ziehen.

Die Reise Friedrichs war tatsächlich, wie er befürchtet hatte, schwierig. Er kam nicht weiter als Wien, die Strapazen der Weiterreise schreckten ihn ab. Caspar ritt allein. Während seines Wiener Aufenthaltes wurde Friedrich am Hof gut aufgenommen.

Auch jetzt benützte er die Gelegenheit, für die Reformation zu wirken. Zu dieser Zeit war gerade der Prediger Phauser in Wien. Friedrich suchte ihn auf, trug ihm die zürcherische Abendmahlslehre vor und versuchte, ihn dazu zu bewegen, sich ihr anzuschließen. Phauser schien seinen Absichten offen, und bereits hatte Friedrich Bullinger geschrieben, mit ihm die Beziehungen aufzunehmen. Da mußte aber Phauser Wien plötzlich verlassen, und die angebahnte Verständigung kam nicht zustande.

Die Ordnung der Angelegenheiten Antons zog sich bis in den Herbst hin. Caspar erkrankte in Ungarn und konnte längere Zeit nicht zurückkehren, ja nicht einmal etwas von sich hören lassen. Friedrich war in größter Unruhe. Schließlich kam aber die Nachricht aus Leutschau, es gehe ihm besser. «Die doctoress haben mich tott gesetzt,

min herzlíeber bruoder, habe aber Gott dem almechtigen sig lob und danck, die doctress zu lugner gemacht.» In den Angelegenheiten des Bruders habe er nichts ausgerichtet, nicht einmal ein Grabmal habe er ihm setzen können.

Friedrich antwortete ihm sofort: «das du aber nichts ußgricht hast, solst du hoch für guott nemen, das du bishär durch die gnad Gottes dem todt entrunnen bist... dann habend wir unserem leiblichen bruoder müssen gon lassen, so fare ouch das guott, das uns nit werden mag in Gotts namen. wegen des grabstains tuo, was dich guott dunkt. Es ist ein verloren gelt, darzuo so dienet es gantz nicht zuo kheinem Gottsdienst. Londt die toten ruhen in Gott und bruchent kheinen bracht mitt innen, spricht die heilig Schrift.»

Im Oktober 1558 traten sie, vom Kaiser reichlich beschenkt, die Heimreise an. «Wahrlich, diese Reise war für mich beschwerlich und gefährlich, wie bisher keine andere. Ich danke darum meinem Gott», schrieb Friedrich, als er in der Heimat angelangt war.

Politische Tätigkeit bis 1570

Am Ende des Jahres 1558 wurde er nochmals zu Verhandlungen mit Venedig aufgefordert. Er sollte sich für einen Bündner einsetzen, der in Venedig gefangen saß und in höchster Lebensgefahr war. Bereits lag das Beglaubigungsschreiben vor, da gelang es Friedrich dank seiner Verbindungen, den Gefangenen auf schriftlichem Wege zu befreien.

Im Herbst 1558 war Friedrich bei der Wahl des Landeshauptmanns für das Veltlin durchgefallen, war aber dafür zum Kommissar von Chiavenna gewählt worden. Zur selben Zeit hatte der Beitag zwei der Reformation günstige Beschlüsse gefaßt. Er hatte bestimmt, daß den evangelischen Predigern ein Mindestgehalt von jährlich 40 Goldkronen ausbezahlt werden müsse, und hatte untersagt, daß weiterhin Mönche in die Klöster aufgenommen werden würden (vgl. Friedrich an Bullinger, 30. 10. 1558).

Bullinger beglückwünschte Friedrich zur Wahl als Kommissar und mahnte ihn, die Beschlüsse des Beitags auch sorgfältig auszuführen. Vor allem vor den Mönchen solle er sich in Acht nehmen. «Die

münch habend nie nüt guots geschaffen, und richtend noch alles böses an, sind voller arger dücken und bosheiten. Proin vigilate!»

Friedrich hatte, noch bevor er sein Amt antrat, Gelegenheit, für die Durchführung der Beschlüsse einzutreten. Er wurde nämlich wiederum in die Kommission gewählt, welche die Bestimmungen des Beitags in den Untertanenlanden vollstrecken mußte. Er machte sich darum in den letzten Monaten des Jahres 1559 auf die Reise. Leicht war die Aufgabe nicht. Aus Morbegno kam einmal der Stoßseufzer: «Nüwer zittung hab ich nichts dan das wir stätts mit Antichristo und sin glidern stritten.»

Im Mai trat er sein Amt in Chiavenna an. Er hatte von Anfang an mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Seine Vorgänger hatten die Dinge liegen lassen, und er mußte nun zum Rechten sehen. Außerdem setzte bald eine Lebensmittelknappheit ein, die sich fast bis zum Ende seiner Amtszeit (1561) hinstreckte. Er erhielt Befehl, streng darauf zu sehen, daß kein Korn aus Bünden ausgeführt werde, ein Befehl, der nicht leicht auszuführen war. Auch die fremden Prediger, die immer wieder ohne Erlaubnis über die Grenzen kamen, machten ihm zu schaffen. Wenn die Prediger in Chiavenna fremde Mönche zu Disputationen aufforderten, suchte er es zu verhindern, denn er versprach sich von polemischen Diskussionen nichts. «Darauf achte ich von ganzer Seele, daß ich die falschen Propheten so viel als möglich von uns fern halte.» (An Bullinger 17. 4. 1560.)

In diese Zeit gehört wohl eine kurze Betrachtung über die Verführung und das Bleiben im Evangelium, die Friedrich verfaßt hat und die uns noch erhalten ist. Mehrmals redete er von den falschen Autoritäten, vom Papst angefangen bis hinunter zu den Mönchen und Nonnen, welche die Christen vom rechten Glauben verführten. Es sind die letzten Zeiten, schreibt er, wo die falsche Autorität Macht hat, und es kommt darauf an, am einfachen Evangelium, an Christus festzuhalten.

Als 1561 seine Zeit ablief, waren ihm die Untertanen dankbar und erwiesen ihm alle Ehre. Sie beschenkten ihn reichlich und gaben ihm bis in seine Heimat das Geleite.

In diese Zeit fallen einige Briefe, die zwischen Friedrich von Salis und Bullinger gewechselt worden sind. Friedrich war beunruhigt über die Vorgänge in der Schweiz, über den Glarner Handel, und schrieb

an Bullinger, alles zu tun, damit der Krieg vermieden werde. Es ist interessant, wie Bullinger geantwortet hat. Es wird sichtbar, wie er vom Kriege überhaupt gedacht hat. Er könne diesen Krieg nicht hindern, schreibt er, denn er könne die Glarner nicht im Stiche lassen. «Nun sage ich, müssen wir fleißig für den Frieden beten, zum Kriege rufe und reize ich nicht, aber ich befehle auch nicht, daß sie untätig zuschauen sollen, wie Unschuldige umgebracht werden. Dieser Handel, mein Friedrich, ist nicht wegen der Glarner angefangen worden, sondern es geht auch um eure und unsere Sache, es wollen nämlich einige den wahren Glauben auslöschen.» (3. I. 1561.) Für Bullinger gibt es kein unbedingtes Festhalten am Frieden. Wohl widersteht er dem Kriege, so lange es möglich ist, und betet für den Frieden, aber sein Widerstand hat eine Grenze, und er anerkennt den Krieg als bittere Notwendigkeit.

Auf dem Beitag in Chur im Februar 1561 spielte Friedrich wieder eine hervorragende Rolle. Er setzte sich dafür ein, daß den Jesuiten der Aufenthalt auf dem Gebiet der Bünde untersagt wurde. Er erreichte, daß ein entsprechender Beschluß gefaßt wurde.

Nachdem nun sein Amt zu Ende war, hatte er wieder mehr Zeit zu anderen Geschäften. Er lebte als Privatmann in Samaden und hatte keine dauernden Verpflichtungen mehr.

Er versuchte, einen neuen Vorstoß in Venedig zu machen. Er schrieb von Samaden aus an venetianische Patrizier, sie sollten die Möglichkeit eines Bündnisses wieder in Erwägung ziehen, ja vielleicht ist er in diesen Jahren eigens nach Venedig gereist, um als Privatmann Verhandlungen zu führen. Aber auch dieses Mal kam er zu keinem Ergebnis. Die Venetianer wollten sich nicht auf seine Vorschläge einlassen.

1564 reiste er im Auftrage der Bünde wieder nach Venedig. Anfangs des Jahres war der Vertrag von 1554 über die «banditi» abgelaufen und hatte erneuert werden müssen. Im August fanden in anderen Angelegenheiten neue Verhandlungen statt. Es ging wie schon früher wieder um die Sicherheit der Bündner in Venetien. Die Berichte über die Inquisition hatten die Bündner in Schrecken versetzt, und sie hatten offenbar Grund, in die Zusicherung, welche die Venetianer 1557 gegeben hatten, nicht allzuviel Vertrauen zu haben. Darum sollte Friedrich von neuem darüber verhandeln. Er selbst war

sich der Schwierigkeit der Sache wohl bewußt, auf dem Entwurf zu seiner italienischen Rede vor der Signorie hat er mit deutscher Schrift die Worte «hilff Gott hilff» eingetragen. Er war an diesen Verhandlungen sicher mehr als sonst innerlich beteiligt. Die übrigen Traktanden bestanden wie gewöhnlich aus Zollfragen. Ob er auch jetzt wieder für das Bündnis eintrat? Es ist wohl möglich. Über das Ergebnis der Verhandlungen wissen wir nicht viel.

Bald nach seiner Rückkehr ins Engadin brachen über ihn und seine Familie Ereignisse herein, die auf die letzten Jahre seines Lebens dunkle Schatten warfen. Er wurde nämlich in den Engadiner Aufruhr von 1565 hineingezogen. Der Grund zu diesem Aufruhr lag in den Gegensätzen der Parteien in Graubünden. Da war eine Partei (vor allem unter der Führung der Familie Planta), die Bündnisse mit Österreich und Spanien befürwortete, und da war die andere Partei (unter der Führung der Salis), die sich an Frankreich und Venedig anschließen wollte. Diesen hingen vor allem die Protestanten an, jenen (obwohl die meisten Plantas auch protestantisch waren) die Katholiken. In der Mitte standen einzelne Persönlichkeiten, die überhaupt jede Bindung an fremde Staaten ablehnten. Zu ihnen gehörten vor allem evangelische Prediger, die von Zwinglis Haltung beeinflußt waren. Aber ihre Stimme verhallte wirkungslos im Lärm der Parteien.

Friedrich gehörte der französischen Partei an, wenn er auch an Bündnisverhandlungen mit Frankreich nie direkt beteiligt war. Nun suchte im Jahre 1565 Frankreich sein Bündnis mit den Bünden zu erneuern. Gleichzeitig bewarb sich Spanien um ein Bündnis. Nach vielem Hin und Her drang die französische Partei durch. Spanien zog hierauf natürlich das Angebot zollfreier Getreideeinfuhr aus dem mailändischen Gebiet, das es im Laufe der Verhandlungen gemacht hatte, sofort zurück.

An dieser Vergünstigung war nun aber den Engadinern und Bergellern besonders viel gelegen, und als bekannt wurde, daß Frankreich wohl der Vorzug gegeben werde, gerieten die Gemeinden in Unruhe. Es wurde herumgeboten, die hohen Herren auf dem Beitag wollten das Land um Geld verkaufen, und sie wurden sich einig, daß sie nicht dabei stehen bleiben dürften, sondern das Bündnis wenn nötig mit Gewalt umstoßen müßten. Unterengadiner und Oberengadiner ver-

einigten sich in Zuoz und forderten die ennetbirgischen Talschaften auf, sich ihnen anzuschließen. Niemand aber leistete dieser Aufforderung Folge, und auf dem Bundestag in Davos wurde das französische Bündnis trotz des Widerspruchs der Engadiner angenommen.

Nun waren aber über tausend Mann in Zuoz versammelt. Sie konnten doch nicht einfach auseinandergehen, ohne wenigstens etwas ausgerichtet zu haben. Sie richteten ihren Zorn gegen die französischen Pensionsempfänger in ihrem Tal. Zu diesen gehörte aber neben vielen andern Salis⁴ auch Friedrich von Salis. Während dieser Ereignisse weilte Friedrich im Auftrag der Bünde im Veltlin, um die Jahresrechnungen nachzuprüfen. Da erhielt er von seiner Gemeinde die Aufforderung, sofort nach Hause zu kommen und sich zu verantworten. Er wurde aber rechtzeitig gewarnt und ritt statt ins Engadin direkt nach Chur, um sich dort auf der Versammlung des Gotteshausbundes zu beklagen. Die Engadiner hörten davon und sandten ihm einen Boten nach, er solle das unterlassen, er solle nur heimkommen, er müsse sich «kheines muttwilligen gewalts besorgen». Daraufhin stand Friedrich von seinem Plan ab und ritt mit dem Boten ins Engadin. «Ich befandt nachmals das ich übell verfahren und mag woll sagen, das nach langer vervolgun und durchrechtung so mir grulich geschehen mir niemants darvon geholffen, daß ich an lib und leben nitt verkurtzt wurde, dann allein der ewig güttig Gott.» Als er nämlich in Samaden ankam, fand er in seinem Hause 70 oder 80 Kriegsleute, die da aßen und tranken und bester Dinge waren. Friedrich erhielt von den Hauptleuten das Versprechen, daß ihm selber nichts geschehen solle. Als sich aber ein aufgeregter Haufen vor seinem Haus versammelte und schrie, man «wellte mich uf dem platz haben under den guotten gsellen, damitt sy mich mitt den spießen in die höhe lüpffen möchten», wurde es ihm allmählich zu heiß in seiner Gemeinde, und er entfloß nach Zuoz. Daraufhin sperren die Engadiner die Pässe, daß «khaum ein vogell hindurch hett mögen», als ob ich «der gröst verrätter gsin wäre, der ihie uff erden war, so doch ich ein biederman bin von Gotts gnaden und ouch ein söllicher will zu ewigen zitten leben und sterben».

⁴ z. B. Rudolf Salis in Chiavenna (vgl. Pieth, Bündnergeschichte, S. 163). Ihm erging es bei diesem Aufstand besonders schlecht. Er entging nicht einmal der Folter.

Er entkam aber. Als er hörte, daß in Zuoz ein Gericht gehalten werden sollte, entschloß er sich, sich zu stellen. Die Absicht des Gerichts stand zum vorneherein fest: er sollte bestraft werden. Die einzige Schwierigkeit bestand darin, Gründe zu finden. Man schickte bis nach Venedig, um etwas strafwürdiges ausfindig zu machen. Schließlich wurde er beschuldigt, um Geld Ämter gekauft zu haben, auf den Ruf der Gemeinde nicht heimgekehrt zu sein, das französische Bündnis gefördert und Pensionen von Frankreich empfangen zu haben. Den letzten Punkt gab Friedrich sofort zu, ohne allerdings darin ein Verfehlen anzuerkennen. Er erklärte, Frankreich sei ein guter Freund und «früntlicher Nachbar» der Bünde, und von einem solchen dürfe man ein Geschenk annehmen. Die übrigen Anklagen bezeichnete er als unbegründet. Seine Verteidigung half nichts. Er wurde zwar in seinen Ehren erkannt, aber dennoch mit tausend Gulden gebüßt. Da er, obwohl er sehr reich war, das bare Geld nicht hatte, um diese Summe zu zahlen, schätzten sie, um sich bezahlt zu machen, seine Habe; viel zu niedrig natürlich, so daß er schließlich um nahezu zweitausend Gulden betrogen wurde. Außerdem wurde er zu dem Schwur verpflichtet, keine Pensionen mehr anzunehmen.

Diese Behandlung durch das Gericht konnte sich Friedrich nicht gefallen lassen. Wenn er auch Bullinger geschrieben hatte: was auch geschehen mag, ich will es mit Gleichmut tragen und Gott danken, der gibt und wieder nimmt, sein Recht konnte er doch unmöglich fahren lassen. Er beklagte sich bei den Bünden. Zuerst wurde verfügt, daß in dieser Angelegenheit nichts weiter mehr geschehen dürfe. Im Januar 1567 wurde ein Gericht eingesetzt, nachdem also bereits fast zwei Jahre verstrichen waren. Im Juni fand die Gerichtssitzung statt. Da die Gemeinden auf die Klage nichts zu antworten hatten, wurden sie dazu verurteilt, so lange alle Pensionen, die sie von fremden Mächten empfangen, an Friedrich abzutreten, bis sein Schade wieder völlig gutgemacht sei. Friedrich war damit rehabilitiert. Er war mit dem Urteil zufrieden, aber es dauerte noch einige Zeit, eigentlich bis zum Ende seines Lebens, bis das Urteil auch ausgeführt war. Mehrmals mußte er sich beklagen, bis er tatsächlich zu seiner Sache kam. Er wurde manchmal in seinen Forderungen auch kleinlich. Das erlittene Unrecht ließ ihn zeitweise das vornehme Maß vergessen.

Während dieser Ereignisse war er noch mit einer anderen Frage sehr beschäftigt: dem Churer Bistum. Seit 1549 war Thomas Planta Bischof von Chur. Er war als Vertreter der Planta'schen Partei gegen den Kandidaten der Salis, Bartholomäus von Salis, einen Vetter Friedrichs, gewählt worden. Obwohl er am Tridentiner Konzil teilgenommen hat, war er kein Beförderer der Gegenreformation. Er war überhaupt eine zweifelhafte Persönlichkeit. Er führte ein leichtes Leben und war vor allem an der weltlichen Macht des Bistums interessiert. Im Stillen scheint er sich über beide Glaubensparteien lustig gemacht zu haben. Da er für «lutherisch» galt und sogar mit evangelischen Predigern mehr oder weniger offen verkehrte, konnte unter seiner Regierungszeit die Hoffnung aufkommen, daß es möglich sein werde – vielleicht sogar mit seiner Hilfe – das Bistum zu säkularisieren. Wir haben bereits gehört, daß Friedrich 1558 mit Bullinger einen Plan dazu ausgearbeitet hatte. Er sollte Verhandlungen mit dem bischöflichen Hof führen. Er rechnete offenbar mit der Zustimmung Thomas Plantas. Der Bischof war aber dafür doch nicht zu haben. Friedrich nahm darauf Abstand von dem Plan. 1560 und 1561 kam es aber durch willkürliche Erhöhung von Lehenszinsen und durch den anstößigen Lebenswandel des Bischofs soweit, daß man im Gottshausbund über die Aufhebung des Bistums zu verhandeln begann. Da erhielt das Bistum aber plötzlich unerwartete Verteidiger. Die Planta, die Salis und vor allem die Travers waren sich hier einmal einig: das Bistum müsse bestehen bleiben. «Die werdend die mälchkuo nit von hand lassen», schrieb Fabricius; der Grund der ungewohnten Einigkeit waren nämlich die Vorteile, die diese Familien am Bistum hatten, konnten sie doch am Hofe Ämter besetzen. Am Erstaunlichsten ist, daß Johannes Travers sich für das Bistum eingesetzt hat: «er zopperet mit den pfaffen und pfaffenknechten umhar» (Fabricius). «Wir im Gottshus haben eine schöne feiste Alp, wüssend sy aber nit z'bruchen. Waa? das bisthumb; da ist der alpmeister der alt Travers, der bischoff ist sänn und des Traversen sun ist zusänn.» So redete man. Bei Leuten wie Travers und Friedrich Salis wird es aber nicht nur die materielle Seite gewesen sein, sondern auch die Bindung an altüberkommene Form, die man nicht so ohne weiteres abschütteln dürfe, eine humanistische Zurückhaltung dem Gewordenen gegenüber.

1565 wurde die Frage des Bistums von neuem aktuell. Am 28. April starb nämlich Thomas Planta. Viele hätten am liebsten den Stuhl gar nicht wieder besetzt. Johannes Travers war inzwischen gestorben (1563) und konnte nicht mehr auf die Ereignisse einwirken. Aber man schritt doch zur Wahl. Der Gotteshausbund empfahl den Erzpriester, Bartholomäus von Salis, der sich bereits 1549 zur Wahl gestellt hatte, aber nicht gewählt worden war, die Domherren aber wählten Beat a Porta. Aus diesem zwiespältigen Ergebnis der Wahl erwachsen jahrelang sich hinziehende Streite. Der Gotteshausbund wollte seinen Willen haben und anerkannte Beat a Porta nicht. Friedrich sah in dessen Wahl die Hände fremder Mächte und fürchtete, daß sie für die Reformation schlechte Folgen haben werde: «wir sind im Gotteshausbund zwischen Hammer und Amboß. Wenn auch alles Recht und alle Billigkeit auf unserer Seite sind, so erheben sich doch so viele Mächte und Fürsten wider uns, daß wir mit Grund in Unruhe sind» (an Bullinger 21. 5. 1566).

Ob Friedrich sich nicht am liebsten zu denen bekannt hätte, die den Stuhl unbesetzt lassen wollten? Er tat es aber nicht, sondern unterstützte seinen Vetter Bartholomäus. Vielleicht hoffte er, später das Bistum durch ihn reformieren zu können oder sah ihn doch nur als das geringere Übel an; vielleicht war er auch an seine Familie zu stark gebunden, um eine eigene Haltung einnehmen zu können. Jedenfalls unternahm er 1566 zugunsten des «Vetter Erzpriesters» eine Reise auf den Reichstag zu Augsburg; er wurde vom Kaiser freundlich angehört, und er nahm seine ganze Beredsamkeit zusammen, doch es war verlorene Mühe. Die gegenreformatorische Partei hatte sich für Beat a Porta entschieden, und der Streit kam nun auf eine Kraftprobe zwischen Gegenreformation und Reformation hinaus. Bartholomäus blieb schließlich nichts anderes übrig, als sich einem Schiedsspruch zu unterwerfen und 1566 abzudanken. Nun sollte die Familie Salis auch noch die Schulden, die durch Bartholomäus' Regierungsanmaßung entstanden waren, bezahlen. Sie weigerten sich und zogen so den Streit noch weiter in die Länge. Der Erfolg Beat a Portas bedeutete – obwohl er alles andere als ein großer Gegenreformer war – doch ein Sieg der Gegenreformation.

Mehrmals hatte Friedrich über diese Angelegenheit Bullinger befragt, aber auch er konnte trotz seines Einflusses zu keinem erfreu-

licheren Ergebnis helfen. Friedrich beklagte sich ihm gegenüber, daß die evangelischen Kantone sich so wenig für die Sache interessierten und den Bischof sogar verteidigten.

Alle diese Vorgänge mußten schwer auf Friedrich lasten. Er sah seine Unternehmungen scheitern, er sah sich im Vertrauen zu seinen Mitbürgern erschüttert, und was er in seinem Leben getan hatte, schloß sich nicht zu einem Ganzen zusammen. Sein Sohn hat ihm einmal geschrieben: «aurea nunc vere sunt secula, auro venalia sunt omnia, in summa cuncta perlustrans in nemine quicquam tuti praesidij reperio unico excepto Christo, is erit refugium protectio et mediator noster» (jetzt ist das goldene Zeitalter, denn um Gold ist alles käuflich, kurz wenn ich mich überall umsehe, so finde ich bei niemandem treuen Verlaß, einzig und allein bei Christus. Er ist unsere Zuflucht, unser Schutz und unser Mittler). (25. 6. 1567.) Friedrich wird diesen Sätzen in allen Teilen zugestimmt haben.

In den letzten Jahren hat Friedrich nur wenig mehr unternommen. Zweimal hatte er noch nach Venedig zu reisen, einmal 1566 im Auftrag der Oberengadiner, um die Öffnung geschlossener Straßen zu erhandeln, ein andermal 1568 im Auftrag der drei Bünde. Daß die Engadiner gerade ihn gewählt haben, trotz der Spannungen, die zwischen ihnen und ihm bestanden, mag seinen Grund ganz einfach darin haben, daß sie niemanden hatten, der fähig gewesen wäre, eine solche Mission auszuführen.

Im März 1570 schrieb er noch an Bullinger, daß er bei guter Gesundheit sei. Doch das war sein letzter Brief an den großen Reformator. Wenige Monate darauf erkrankte er und starb bald trotz der Hilfe der Ärzte. Tobias Egli, der Pfarrer von Chur, schrieb Bullinger: «auf seinem Bette gedachte Friedrich immerzu Deiner und hörte nicht auf, Dir Grüße aufzutragen, und Dir seinen Sohn und unsere Kirchen zu empfehlen.» Und Bullinger antwortete Egli: «ich bin traurig, daß Friedrich uns entrissen worden ist, freue mich aber, daß er aus dieser verlorenen Welt wie aus einem Brand gerissen worden ist. Der Herr Jesus gebe seinen Geist seinem Sohne, damit er in Frömmigkeit und Gerechtigkeit wachse.»

Johannes von Salis hat diese Hoffnung Bullingers nicht enttäuscht. Er hat in Graubünden eine recht bedeutende Rolle gespielt. So kam Friedrichs Leben zum Abschluß. Es war nicht von Erfolg

gekrönt, und man wird auch leicht Widersprüche und Inkonssequenzen darin entdecken. Aber kann man leugnen, daß es ein sinnvolles und erfülltes Leben war? Kaum, wir sehen an ihm, mit welchem Verantwortungssinn der reformatorische Glaube einen Menschen hat erfüllen können.

Anhang

Es seien hier zwei Briefe Friedrichs wiedergegeben. Sie stammen aus den Jahren 1549 und 1550 und sind beide an Anton, seinen Bruder gerichtet. Anton führte in Innsbruck ein anstößiges Leben, und Friedrich schrieb ihm diese mahnenden Briefe, um ihm seine Verantwortung vor Augen zu halten und ihn von seinen Abwegen zurückzurufen.

Die Briefe sind nicht wiedergegeben, um ein Stückchen Skandalchronik des 16. Jahrhunderts zu veröffentlichen und jahrhundertealten Klatsch aufzuwärmen. Der Gegenstand, den die Briefe behandeln, wäre im Gegenteil ein Grund, sie in der Vergessenheit zu lassen, in der sie bis jetzt gewesen sind. Nein nicht darum, sondern weil es sehr persönliche Briefe sind, seien sie hier in extenso publiziert. Wir sehen, wie Friedrich dachte, wie er ohne Umschweife die Dinge beim Namen nannte, wie er eine ernste, strenge, ja rauhe Sprache führen konnte ohne doch lieblos zu reden, wie unmittelbar er von der Verantwortung vor Gott reden konnte und sich zu seinem Glauben an das Evangelium bekannte. Die Denkart eines anderen Jahrhunderts tritt vor uns, eine Denkart, die uns zwar bereits fern ist, deren Ernst und Geschlossenheit uns aber doch nachdenklich machen kann. Ihr Glaube war ihnen anschaulich und gewiß, und sie wußten darum auch aus dem Glauben zu reden.

Salutem Lieber Bruder Anthonj wussest unser aller gesundtheytt Gott dem herre sig lob und danck amen. Demnach wussest das nach dinem weg riten sich mengerley zuotragen haben, warlich warlich eß ist vilvältiklich zschaffen gsin und ich wer dinen alhie seer notwendig gsin, doch habendt wir mengß usserharret und vollendet uffs best als unß Gott sin gnadt verlihen hatt. Im sig eer lob und danck zuo ewigen zitten amen. Ruodolff mitt gluck hatt jungfrow cathrina des Gaudentij planten tochter zuo der Ee gnommen, also das im

selbigen handell gnuog recht ist zuogangen. Nachmals ist die Clavia stупpa einß khinds ledig worden und hats dem Rudolffen geben, und umb ir schandt und schmach alhie zuo Samaden unß mitt recht triben, doch zu letzt in ein vertrag khommen also das nach ergangnem spruch Ruodolff umb meer dan 230 gulden zu schaden khumbt. Gott sig aber globt. amen. Witter wusset das der bischoff von Chur ist gestorben, stellendt ietz nach dem bishumb der vetter ertzpriester her Thomaß plant her Bartleme Castelmur und als ettlich meinent der thumbcutor deß hauptmans ab furstenburg bruoder. Nitt weiß ich wem es graten werde. woll söllendt wir Gott bitten, das er unß ein tugentlichen frommen Bischoff gebe der das bishumb nach Gotteß willen und unserer Landen nutz und eere regiere. Amen. Furbaß Lieber Bruoder diner sachen halben weiß ich nitt vill zschriben, dan das mir vast mißgfalt das man von dir sagt du hussest ubel gnuog. wan hie ist das gschrey du habest dunden by dir zwo metzen darzuo 2 oder 3 banckertt mitt wellichen du nitt minder haimist husest alß obß din eelich wib und kindt were. Wie woll nun dir das anstande Lieber Bruoder und was glucks du deßhalben zu haben vermeinist, das gib ich dir zuo ermessen, du thuost wider Gott und wider dich selbs und (das ich dir doch gutter brüderlicher meinung billich zuschrib) wider din eere. Du verlast alhie dini eelich wyb und khindt und husest dunden (wen anderst waar ist was man von dir sagt) uppiklich. Hie oben gatt dir vom hauptguott ab und das mer von diner liederlichkeytt wegen, den umb kheinß anderß, dunden verthuost du deß dinen derglichen und hast ouch guotts hilff by dir. Ach du min anthonj wie gsichts so übel an, do dir die huor zuo pontalta bekhommen was, soltest ein guotten brugell haben gnommen, und iren die hutt vollschlachen, in massen das sy dir ein ander mall zuo verderbung diner eere, hab und guots nitt nachgloffen were und wer sy mir für die ougen khommen, ich hett sy wellen segnen das iren ubell khommen were, das sy alß unglück angange. Das khindt aber soltest du mir zuogschickt haben, ich hetts ouch schon wellen erzühen. Aman Gudenckett von Beverß hatt noch nits geben, er sagt woll er welle; den oxxen hatt schmuncker nitt wellen nemmen. und habendt denselbigen im huß gschlachtett. Ist ouch wol thon gsin. und ist ouch mitt dinem schweher geredt er soll die selbig schuld bezalen woll mit underscheidt. In summa eß gieng gnuog recht zuo. Nun das du besintlicher werest und dich baß regieren khöntest. Ich bitten dich ouch durch das liden Christi unserß herren du wellest der uppikheyt müßig gon und gott vor ougen haben und in alweg thuon, was einem gestandnen frommen mann zuostatt, so schickt gott ouch gluck darzuo. Dan mit huoren umbgon ist nitt loblich, sonder mißgfalt Gott und der welt und ist khein gluck darby, das hab ich dir guotter meinung nitt verhalten wellen. Gott gebe dir und unß allen im sin recht zethuondt. Amen. Anderß min lieber Anthoni felt mir ietz nitt zuo das dir zuo schriben sig. Dan das dich din hußfrow, dine khindt min wyb sambt mer guott frunden vast grüßen lassendt. Hiermitt gott mitt unß allen. Datum zuo Samaden 15 Decembrj 1549

Din truer Bruoder alzitt Fridrich von Saliss

Min bruderliche truw, früntlich gruoß sampt alleß guots zu bevor. Min lieber Bruoder Anthonj wussest unser aller gsundtheytt / got dem Herren sig lob und danck. verhoffendt eß stande ouch woll umb dich. Witter Lieber Bruoder weiß ich dir nichts sonderß zuschriben und ob mir schon etwas zuo schriben infiell / so verdunckt mich, du fassest sollichs wenig zu hertzen / derhalben ich vermein ich schaffe glich so vill mitt schweigen / alß mitt schriben. Und das im also sig erscheint uß dem das ich dich vormals ermant hab / deß so mins achtens dir wol angstanden were zu thun. Nämlich das du din wyb und khindt nitt dergstalt verlossen sölst. Wan zuo dem das eß nit Cristenlich ist nitt loblich by yemantz ist es dir ouch am guott nitt wenig nachteilig. Erlangst also mitt dinem umbschweiffen und . . . uhen solst) mitt dinem gottlos leben anderß nichts . . . unnd (das ich besorg) etwan straff von gott. Wan so . . . verzühet lang die sündler zstraffen / erwartende das sy sich bekherendt. So aber wir ye nitt abstandt, sonder ye lenger ye ungstümer werdendt / latt er sin straff dester harter uff uns fallen. Lento enim gradu ad vindictam sui divina procedit ira, sed tarditate supplicij gravitate compensat alß Val. Max. spricht. und das bestetendt ouch die heilig gschriftten allenthalben. In summa Dominus non tardabit. Das hab ich dir nun meermalen zuogschriben. ia du solt heimkhommen by wyb und khindt husen, alß göttlich und billich ist. Si gsich ich nitt allein, das du nitt thuost / sonder ich gspür das du eß ouch nitt woll vergutt hast. das mir hertzlichen leid ist. Dan Gott weißt wie ich dir guots gunne / dinenthalben ouch bekhümret bin / alß der ich welt das dir baß gieng, das dan ouch gschäch / so du dir raten ließest und mitt gott baß husetest. Ich weiß aber woll du wirst ouch diß min schriben / nitt für eintracht uffnehmen / wurst dich ernstlich entschuldigen anzeigende / du sigest nitt on ursach und on nutzen von haimett / und die von dir anderß redendt lügendt wie schelmen. – Ich sag dir aber die warheit / eß verwundrett sich mengklich / was du so lang zuo inbruck zehandlen habest und die es am pesten ußlegendt / sagendt du huorest tapfer dasel. . . und habest allda dry banckhartt. In summa die dir übell. . . ouch ettlich verhanden sint) die . . . aber haben sin grouß mißgfallen / und nitt unbillich / da am wurdshuß verligen / den hab und guott versumen / in unruöm khomen / wyb und khindt verlossen wider gotts gebot handeln (wan er ye gebotten hatt man soll vatter und muotter verlon / und by sinem eewyb wonen) gang in dich selber / und betracht wie woll eß dir anstande was nutzeß dir daruß erschießen söll. Und wellest ouch betrachten in der gstalt als ich dir schrib. Dann gott weißt das ichs uß sonderlicher brüderlicher truw thun / und acht ouch woll du sigest noch so verständig du nemests von mir in guottem an. Und lassest dir raten und khomest haim / und luogtest zuo dinen sachen / zuo hab und guott. Deß du nun von gotts gnaden nun vill hast und loß dich nicht abwenden / das din wyb oder schweher hadrig sindt / du hast ein from eersam wyb ein frommen schweher / deß dich fröwen solst / und so dir ye etwas anderß an inne manglett / so gedenck, das ein yeder etwan ein krytz tragen muß eß hatt ein yeder sin burde zetragen. nemo nemo inquam sine crimine vivit, foelix qui minimis urgetur. Gedenck das diß ein sondere wyßheit ist für guott nemmen

wie eß immer gang und nimmer verzagen. Accomoda te tempori alß ouch die Italianer sagent Se il tempo non ti giovi, temporeza. Also min lieber Anthonj wellest . . . haben, ein göttlich from wesen für dich nemmen . . . heill zuosenden. Betracht das du alhie . . . so dich nitt min schriben ouch ander diner frunden frunden anlangen, bewegen mag, so bewege dich doch diner khindrern wollstandt, voruß gotts forcht. Hab dir also widerumb müssen schriben / was mir dinenthalben im hertzen ligt und ernstlichen anglegen ist / ob glich woll du vormalß wie obsteet minß schribens wenig achts gnomen hast. Hoffen aber du sigest baß besint, dann andermaln, und khommest also mitt unserm Ruodolffen haim, dan ich in von deßwegen zu dir hinab han lossen khommen. Und ob dir anderß in sin lege / so wellest dich witter gegen mir nitt entschuldigen / wan eß unnotwendig ist / diewil ich khein excusatz für guott achten wurde. Werest in eim krieg / so möchtendt wir din ußbliben zu guottem uffnemmen, da wurdest noch etwas mögen erholen. Aber so lang zuo ißbruck verligen / mag mir warlich nichts ingebildet werden / das dich gnuogsam entschuldige. Und aber darmit ichs ende. Ich bitten dich durch das liden Christi unserß herren durch all gebürlich und furstendig ursachen, du wellest dich nitt also uffgeben . . . als mich bedunckt, das du dir habest fürgnommen . . . besten und brüderlich von mir verston . . . anderß meine. Wie in anderen sachen allhie stande wurd dich Ruodolff in allem verständigen. Eß latt dich din hußfrow, din lucretia seer grüßen, bittent dich mit weinenden ougen du wellest iren ingedenck sin und sy furbevolhen han und thuon was dir zuosteet. Derglichen thuot ouch din schweher. Lat dich min hußfrow und unser hschwig Cathrina ouch grüßen. Biß ein man min bruoder und loß dir raten, dan dem nitt zraten ist, ist ouch nitt zhelffen. Und hab Gott vor ougen. Anderß nitt meer uff daßmal dan Gott unser her und sälligmacher well unß allen gnadt verlihen das wir in sinem weg wandlendt und well uns vor übell und unfall bewaren. Amen. Datum zuo Samaden primo aprilis 1550

Din trüwer bruoder Fridrich von Saliß